

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **15 (1933)**

Heft 20

PDF erstellt am: **13.09.2024**

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

### **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Schweizer Frauenblatt

## Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer Frauenvereine  
Verlag: Genossenschaft 'Schweizer Frauenblatt', Zürich  
Inseraten-Verkauf: Publicitas A.G., Winterthur, Telefon 18.44, sowie deren Filialen, Dörfli-Strasse VIII b 858  
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vormals G. Zoller, A.G., Telefon 27.52

Abonnementpreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzelnummern kosten 20 Rappen. Geschäftsstelle in sämtlichen Kantonsstädten.  
Abonnements-Einspielungen auf Postfachkonto VIII b 58 Winterthur

Inserationspreis: Die einpaltige Nonpareilzeile oder auch deren Raum 30 Sp. für die Schweiz, 60 Sp. für das Ausland / Postamt: Schweiz 30 Sp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Sp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsentscheidungen der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

### Wochenronik

Der Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika Roosevelt hat den Versuch unternommen, durch eine Visitation an die Regierung der Vereinigten Staaten die bevorstehende Abrüstungskonferenz in Genf vor dem Scheitern zu bewahren und eine Stimmung zu schaffen, die den bevorstehenden Weltwirtschaftskongress einen Erfolg sichert. Dieser Appell an die Staatshäupter und durch sie an ihr Volk hat in einem Augenblick höchster politischer Erregung eine gewisse befriedigende Wirkung erzielt, wenn es auch noch fraglich bleibt, ob er so durchgreifend bewirkt werden kann, wie es dem „heiligen Wund“ des amerikanischen Präsidenten entspricht. Dieser Wunsch geht dahin, den Frieden durch praktische Abrüstungsmaßnahmen gemäßet zu werden und das wirtschaftliche Chaos durch gemeinsamen Kampf hierüber zu beheben. Für diese beiden Ziele haben die Völker zwei große Hoffnungen zusammengebracht. Das Glück, die Wohlfahrt, ja sogar das Leben der Männer, Frauen und Kinder in der ganzen Welt sind von den Geschäften abhängig, die die Regierungen in naher Zukunft zu treffen haben.

auch sie ist der Auffassung, daß ohne Lösung der Abrüstungsfrage ein wirtschaftlicher Niedergang unmöglich bleibt. Deutschland ist bereit, sich ungenügend am Werk der Abrüstungsfrage der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Welt zu beteiligen. Der Grund für die heutigen Abstraktionen Frankreichs und Englands kann unter keinen Umständen in der Furcht vor einer deutschen Invasion liegen, da Deutschland ja überhaupt keine modernen Angriffswaffen besitzt. Die einzige Nation, die mit Recht eine Invasion fürchten könnte, ist daher die deutsche. Deutschland ist bereit, jedoch feierlichen Bittens um die Abrüstung. Es besteht der Wunsch Roosevelt, die Vereinigten Staaten von Nordamerika als Friedensgaranten in die europäischen Verhältnisse einzubringen. Die deutsche Regierung würde sich freudlich mit den anderen Nationen über alle schwierigen Fragen auseinandersetzen, sie läßt sich aber unter keinen Umständen zu einer Unterdrückung nötigen, die eine Vergewaltigung oder Disziplinierung bedeuten würde. Als Staat in deren Rechte würde es Deutschland schwer fallen, noch weiterhin dem Völkervertrag anzugehören.

Die immer ihre Entscheidung ausfallen möge, die Frauen werden sich ihrer Verantwortung bewußt sein. Und es ist ihre Pflicht, Ernst und Tragweite der Entscheidung auch den sie umgebenden Menschen einbringlich vor Augen zu führen, besonders den ganz jungen, deren erste Freude und Freude, aber oft kritische Beurteilungsbereitschaft gleichzeitig einem Tausch, einem Spiel, wie auch den höchsten Menschheitsidealen gelten kann, die sich heute in ungenügendem Maße mit politischen Fragen beschäftigen und allzu leicht neugierig, laut, leicht, sensationell = tief legen.

### Besinnung.

Unsere Zeit laßt schwer auf der Frau. In tiefer Abgründe um die wirtschaftliche Grenze der Familie legt die Hausfrau ihre ganze Kraft für ihr bedrohtes Heim ein. Die berufstätige Frau ringt um Wirkungsfeld und Kritik, im qualvollen Bewußtsein, daß Tüchtigkeit und Geschäftigkeit keine Sicherheit bieten gegen Arbeitslosigkeit und Not. Auf einer erstickten und grobsten Zahl von Frauen liegt die Doppelrolle dieser beiden Aufgaben und Sorgen, die eine Frau nicht ohne innere oder äußere Notwendigkeit auf sich nimmt.

Wenn die Sorgen gefüllt sind eine nach größerer, freierem, die Frau sich ein Leben der Verantwortungsbewußten Menschen, welcher zu den Bewegungen jener Zeit Stellung zu nehmen hat. Es gibt vielstetige Zeiten, in denen diese Aufgabe keine große Beanspruchung bedeutet; Zeiten, welche dem ungehinderten Ausbau allgemein anerkannter Ideen dienen. Sie weisen einen deutlichen Mangel des öffentlichen Interesses auf, denn der Einzelne sieht sich nicht bedroht, seine Grundanschauungen ständig einer kritischen Prüfung zu unterziehen. Ganz anders in Zeiten veränderter Verhältnisse, der Gegenwart, der notwendigen Umschau und Neugestaltung.

Wenn nun gut ist, Sie ist selten geworden in unserer ruhigen Zeit, inmitten der sich jagenden Ereignisse, unter der Last der sonstigen Aufgaben. Sie ist die dringliche Aufgabe der Gegenwart. Die Frau wird sich derselben nicht entziehen.

### Schweizerische Vereinigung für den Völkerverbund.

Die über 8000 Mitglieder zählende Vereinigung hielt am 13. und 14. Mai in Lugern ihre Jahresversammlung ab. Dem Vorkauf bildeten am Samstagabend 2 Vorträge im Kurzauf, wo sich außer den Delegierten ein amtliches Publikum eingefunden hatte. Der Völkerverbund Schweizerische Vereinigung für den Völkerverbund einen interessanten Ausschnitt aus der Geschichte des Friedens und mahnte zur Geduld, da das gewaltige Werk nicht von heute auf morgen erledigt werden kann. Klar und mächtig hob Herr Dr. Kullmann dem Völkerverbundsekretariat eine wichtige Aufgabe der internationalen Erziehung der Jugend hervor, die Synthese betonen, während Herr Professor Vobet mit ergreifenden Worten an die Glaubens- und Verantwortungskraft der Einzelnen appellierte.

Die Sonntagsgespräche eröffnete der Präsident der Vereinigung, Herr Professor Coggis-Bühler, nach einer von reichhaltigem Ernst getragenen Begrüßung durch Regierungsrat Menggi, mit einem knappen die Hauptfragen zusammenfassenden Lebensbild über die Tätigkeit der Vereinigung, um dann, die heutige Lage charakterisierend, in maßvollen Worten für Demokratie und Völkerverbund, Recht und Humanität einzutreten. Sein Gruß galt allen denen, die dieser Jocale wegen zu leiden haben. Der mehrmals spontane unterbrechende und am Schluss langdauernde Beifall mag dem herrlichen Präsidenten gezeigt haben, wie sehr die Mitglieder der Vereinigung hinter ihm stehen.

Nach seiner Rede, deren Ernst und Höhe die Stimmung und das Niveau der folgenden Verhandlungen mitbestimmten, referierte Herr Professor Vobet, Herr Redaktor Schmid-Mann, Schaffhausen, und Präzident Luincke, Lausanne, in vorzüglicher Weise über die Arbeiten der Studienkommission zur Bekämpfung der Misswirtschaft und beantragte, die von Prof. Vobet formulierte Beschlüsse an den Bundesrat anzunehmen. Diese geschah mit 138 Ja gegen 11 Nein. Ein absolutes Verbot der privaten Wirtschaftsindeziele würde sich bei den heutigen Verhältnissen für die kleinen Staaten nachteilig auswirken, indem sie entweder von der staatlichen Wirtschaftsindeziele großer Staaten abhängig würden, was zu politischen Druck und Mißbrauch werden könnte, oder aber indem sie gezwungen wären, ihre eigenen Wirtschaftsindeziele auszubauen, was die militärische Landesverteidigung würde. Was die militärische Landesverteidigung

### Komm, süßer Tod...

Von Cecile Ines Loos.  
Das Lied: Komm, süßer Tod! hatte die Sängerin Christabelle an ihrem Leben gefunden, als Almene Murraille zugegen war. Christabelles Stimme drang weit durch den Saal und trug den Ton der Liebe wie ein mächtiger Vogel auf geschlossenen Schwingen. Sie hatte in diesem Augenblick die Hände über dem Kopf erhoben und schaute in die Höhe, Ergriffen durch die Person der Zuhörer und nahm sie wieder mit sich hinauf in die sieghaftesten Höhen ihrer Erlösung. Ruhig hand Christabelle da, mit klarem, großen Augen, und sich in der Kirche ihre Seele, der tiefen Freude über aller Dingen und in ihrer tiefen, ihre mächtige Kraft dem Schicksal beifolgt. Das besch: sie: Kraft und Mut und, verbunden im Stern einer tiefen hellen Augen, eine Güte, die nicht ähnlich nach großen Taten streben, sondern sich im Gegenwart aus ihrer gesammelten Kraft mit ihrer Seele über eine tiefe Weisheit ergießen kann. Dies zu tun, hatte sie in der Nacht. Die wertvollsten Güte hatte Almene Murraille an jenem Abend fast empfinden. Und selbst die hohen Worte: Komm, süßer Tod, zogen sie hinein in den inneren Stern ihrer tiefen Augen. Sie hatte in ihrer tiefen Güte war nicht einmal der Tod gefürchtet. Nein, er war unergründlich.  
Manche andere Leute dagegen hatten die Bekanntheit mit ihrer Güte in Christabelle nicht nicht gemacht, sie war schon wieder mit herztönen Ungutem besetzt und hatte wieder die Hände über dem Kopf erhoben, deren Anwendung sehr an heidnische Götter erinnerte. Das machte nichts aus. Aber die Leute waren der Ansicht, eine große Güte müßte sich in

jedem Fall in Pomp und Würden ausspielen und nicht vorab in Kleinigkeiten, währenddem es nur der großen Güte möglich ist, auch die verächtlichen Herbsäfte voll zu leben. Pomp und Würde ist in sie selbst. Das müßten die Leute nicht.  
Almene Murraille lächelte aber gar nicht mit dem Tod. Sie hatte mit ihrem Mann eine Reise über den Kontinent unternommen und war ganz und gar durch blauen Unfall an diesem Abend in das Gefährt der Savonnerie in Christabelle gekommen. Ganz ohne durch blauen Unfall hatte sie zum Beispiel die Nummer siebenhundertachtzig an ihrem Sitzplatz erhalten und ihr Mann die Nummer siebenhundertachtundachtzig. Diese Nummer ging sie nicht an, und am anderen Tag fühlte sie sich in ihrem Manne wieder lebend nach der Savonnerie gekommen. Ganz ohne wenig gewundert, daß er durchaus in dieses Konzert gehen wollte. Er las die Aufwindung in der Zeitung und sagte ihre erregt. „Da müßten wir heute Abend hin.“ Das hatte sie nicht begehrt, aber heute nach der Savonnerie nicht mehr viel davon gesagt. Fall nur nebenbei und ein wenig schüchtern hat er gesagt: „Wie gefällt die Idee?“ „D“, hatte Almene darauf geantwortet, „gefällt mir gar kein Anstand, vor dieser Stimme würde ich mich selbst im Tod nicht scheuen.“ „D“, sagte er mit einem Lächeln, als ob er sich ebenfalls davon gefürchtet hätte.  
Almene war wieder zu Hause. Eine Tagesfrist lief einen Brief an Christabelle. Sie schrieb: „Die Liebe: Komm, süßer Tod“ besaß nicht mehr. Sie hatte mit ihrem Mann eine Reise über den Kontinent unternommen und war ganz und gar durch blauen Unfall an diesem Abend in das Gefährt der Savonnerie in Christabelle gekommen. Ganz ohne wenig gewundert, daß er durchaus in dieses Konzert gehen wollte. Er las die Aufwindung in der Zeitung und sagte ihre erregt. „Da müßten wir heute Abend hin.“ Das hatte sie nicht begehrt, aber heute nach der Savonnerie nicht mehr viel davon gesagt. Fall nur nebenbei und ein wenig schüchtern hat er gesagt: „Wie gefällt die Idee?“ „D“, hatte Almene darauf geantwortet, „gefällt mir gar kein Anstand, vor dieser Stimme würde ich mich selbst im Tod nicht scheuen.“ „D“, sagte er mit einem Lächeln, als ob er sich ebenfalls davon gefürchtet hätte.  
Almene war wieder zu Hause. Eine Tagesfrist lief einen Brief an Christabelle. Sie schrieb: „Die Liebe: Komm, süßer Tod“ besaß nicht mehr. Sie hatte mit ihrem Mann eine Reise über den Kontinent unternommen und war ganz und gar durch blauen Unfall an diesem Abend in das Gefährt der Savonnerie in Christabelle gekommen. Ganz ohne wenig gewundert, daß er durchaus in dieses Konzert gehen wollte. Er las die Aufwindung in der Zeitung und sagte ihre erregt. „Da müßten wir heute Abend hin.“ Das hatte sie nicht begehrt, aber heute nach der Savonnerie nicht mehr viel davon gesagt. Fall nur nebenbei und ein wenig schüchtern hat er gesagt: „Wie gefällt die Idee?“ „D“, hatte Almene darauf geantwortet, „gefällt mir gar kein Anstand, vor dieser Stimme würde ich mich selbst im Tod nicht scheuen.“ „D“, sagte er mit einem Lächeln, als ob er sich ebenfalls davon gefürchtet hätte.

Wesens vor Augen, das sie schon seit Jahren verfolgt hatte. Eine Tages war eine schwarze Frau auf ihr Haus zugeföhren und hatte die Tür öffnen wollen. Die Augen der Frau brannten wie große Feueräder und blickten sich mit unheimlicher Schärfe. Sie wurden größer und größer, aber am Ende waren es nur noch zwei ausgebrannte Löcher. Christabelle aber hatte mit dem Fuße die Glasstiege aufgestoßen, damit die Fremde nicht verheeren und das Haus eintritt und es ganz und gar zerstöre. Durch die Türspalte jedoch hatte ihr die schwarze Frau ein weißes Blatt hineingehoben, auf dem ein Name stand...  
Diese Vision hatte sie am hellen, klaren Tage gesehen. Almene war nicht gekommen, die beiden Säulen. Ein Name stand darauf: Almene Murraille.  
Das war die Geschichte ihrer Liebe gewesen, daß sie den jungen Francesco Murraille getroffen zur Zeit, als die Blüte ihrer Liebe zum ersten Male aus ihrem jungen Lebensbaum brach. Francesco hatte sie erkannt und gekannt, diese Liebe. Er hatte ihr die Sternchenflut gemeldet und den Seelenbogen ihrer Stimme sich entfalten lassen, seine Schwingen geblüht, wie sie die Ergriffenheit durch die Herzen reigen und die Erlösung hinauf zu Wort. Er hatte sie geliebt, viele Jahre, und dann war er von ihr gegangen, in eine andere Stadt, und hatte eine andere Frau genommen. Diesen Schmerz hatte er ihr angetan und hatte sie zu Tode getragen im inneren Kern seiner schloßen Güte. Eine schöne Frau sei es, hatte er geschrieben. Eine Frau mit schwarzen Haaren und gekammelt, diese Liebe. Ein Name stand darauf: Almene Murraille.  
Das war die Geschichte ihrer Liebe gewesen, daß sie den jungen Francesco Murraille getroffen zur Zeit, als die Blüte ihrer Liebe zum ersten Male aus ihrem jungen Lebensbaum brach. Francesco hatte sie erkannt und gekannt, diese Liebe. Er hatte ihr die Sternchenflut gemeldet und den Seelenbogen ihrer Stimme sich entfalten lassen, seine Schwingen geblüht, wie sie die Ergriffenheit durch die Herzen reigen und die Erlösung hinauf zu Wort. Er hatte sie geliebt, viele Jahre, und dann war er von ihr gegangen, in eine andere Stadt, und hatte eine andere Frau genommen. Diesen Schmerz hatte er ihr angetan und hatte sie zu Tode getragen im inneren Kern seiner schloßen Güte. Eine schöne Frau sei es, hatte er geschrieben. Eine Frau mit schwarzen Haaren und gekammelt, diese Liebe. Ein Name stand darauf: Almene Murraille.

ten, sie, die in einer einzigen Tonwelle soviel Güte hatte, Güter und Seelen zu verbinden. Er war gewesen und schrieb nicht mehr.  
Diese Frau war jetzt eingetreten mit dem weißen Banner in der Hand, wenigstens nach Christabelle an, es konnte sie nicht. Eine verwischten Buchstaben des Wortes „Almene“ verglich sie nun mit dem angenommenen Brief. Es konnte ja sein, daß das Wort Almene hieß. Es war möglich. Es war nicht sicher. Auch ein anderer Name hätte es schließlichen dienen können. Sie hatte nicht erfahren, daß Francesco gerade nach Chicago vertrieben wäre. Auch dieses mochte ja sein. Wodurch möglich wäre ja sein. Sicher war es nicht. Sie ist das höchste, was es in der Welt geben kann. Sie ist die Gestalt, die sie sich die Erde zu und legte den Brautweg mit einem erlauchten Gefühl. Legte ihn weg und las ihn wieder. Das ist noch etliche Male durch.  
Es war ja nun gekommen, und die Feueräder ausgebrannt und schrieb nicht mehr. In einer gebrochenen Liebe gibt es nichts mehr zu trösten, nichts mehr zu heilen und nichts mehr zu ändern. Es ist gegeben, und es gibt kein Wort dafür. Es ist nicht einmal furchtbar wichtig zu wissen, wieviel sie brach. Es ist gegeben. Und selbst, wollte man den Zerbrecher und die Zerbrecherin erlösen, so würde auch dies die Liebe nicht mehr erlösen. Es ist gegeben. Und wenn man die Weltlage nähme und schäme sie in Schuld, so würde es nichts mehr helfen. Es wäre ein Trauben auf einem hohen Ast. Für einen Augenblick würde es den Schmerz aufhalten. Zu der nächsten Stunde würde es ihn nicht mehr aufhalten. Wehe dem unbedeutenden Dritten, der sich vernimmt, einen solchen Schmerz herauszuschöpfen. Er kann auch nach dreitausend

nach für notwendig ansetzt, mußte, entgegen seinem ethischen Gefühl, dem Kompromiß zustimmen, daß die „Regehen“ kein absolutes Verbot, sondern nur ein teilweises Verbot und eine strenge Kontrolle verlangten. Vor allem soll, einer bestimmten Auffassung der Neutralität, dem ethischen Verständnis weiter Kreise entgegen, dem Duld werden sein, Waffen auszuführen, die Herstellung von Waffen und Munition durch die Eigenbeschaffung voll ausschließen für die Landesverteidigung bestimmt sein.“

„Während die nicht für die Landesverteidigung zu verwenden, soll jeglicher Waffen- und Munitionsexport unteragt werden; diejenigen, die für die Landesverteidigung notwendig sind und die ohne Export nicht existieren können, sollen einer Kontrolle durch ein Vorgesetztes und einer Kontrolle ihrer Ausfuhr und ihrer Finanzierung unterworfen werden.“

Für das absolute Verbot trat, unterstützt von Fr. Maria Fierz und Maxer Gerber, der Professor Kragas ein; auch er will die Landesverteidigung, aber er sieht sie vor allem im Weistehen, in der moralischen Sauberkeit des Volkes, das sich nicht am Blutvergießen anderer Völker mitzubilden machen und bereichern mag. Seine von tiefstermoralischen und religiösen Erwägungen und von Vaterlandsliebe erfüllten Ausführungen machten tiefen Eindruck.

„Auf, da la Harpe aber tauchte vor tadelloser Erklärung der getrennten Gruppen den Vorschlag zur Ausänderung unserer Volksgemeinschaft liefern könnte, eine Schwächung der Mäßigkeit könnte leicht zu einer Schwächung der augenblicklich bedrohten Demokratie und zur vermehrten Gefährdung des Friedens führen. Zu einem ergebnislosen warmherzigen und gewaltigen Wortumlauf wurde Frau Studer-B. Goumouss die Gründe zwischen Minderheit und Mehrheit zu bauen; der anhaltende Beifall verriet, wie sehr sie der ganzen Versammlung aus dem Herzen gesprochen hatte.“

Zum Schluß der arbeitsreichen Tagung ward noch ein Antrag von Herr Dr. Hübner angenommen, vom Bundesrat aus ein Ausschreibungsverbot zu verlangen, nach dem Staaten, die dem Völkerbund als Rechtsbrecher und Angreifer bestimmt wurden oder bestimmt werden, keine Waffen etc. geliefert werden dürfen. In England und Frankreich und in den Vereinigten Staaten wird dasselbe angefordert.

Zu besuch der Völkerbundsvereinigung, auf nationalem und auf internationalem Boden eine Friedenspolitik zu fördern, die nie notwendig war als jetzt, da sie vertrieben, sie verweist nicht. Zum Schluß der Tagung in unserem Staats wie der Völkerbund, zum Schluß der Tagung freiheit und Menschlichkeit, der Toleranz und der Menschlichkeit zusammenzuführen und alle Kraft aufzubringen, dazu mahnte nochmals Herr Professor Egger, und unter dem Eindruck seiner eindringlichen Mahnung ließ sich die Versammlung auf. Der Session Augen, besonders dem Herrn Dr. Voller und Widat ward warmer Dank gesagt für die ausgezeichnete Durchführung der Tagung.

### Lohnabbau oder nicht?

Zur eigenständigen Abstimmung vom 28. Mai. Wir haben in unserer Blatte die löbliche Gewohnheit, über eigenständige Abstimmungen, so wie die Frauen irgendwo berühren, Orientierung zu bieten, auch Stellung zu nehmen, auch wenn oder trotzdem man uns um unsere Meinung nicht fragt.

Die unmittelbare Vorlage, die Lohnentzug beim Bundesrat betreffend, soll hier nicht eingehend in ihren verschiedenen Punkten besprochen werden. Es fehlen uns dazu die ganz gründlichen Grundlagen (wir sind genau so orientiert, wie die Großzahl der Mitbürger). Auch orientieren uns in die Tageszeitungen über alle wissenswerten Details, die je nach ihrer Stellung zur Vorlage, so oder so dem Stimmwort unterbreiten.

Aber was hat uns Schweizerinnen dabei zu innern zu beschäftigen? Es geht um mehr als Geld. Wir sehen: die Antisparten und wohl überhaupt die meisten berer, die betroffen werden, direkt als Geschädigte, aber auch solche, die indirekt betroffen wären als Vertreter der Geschädigten (Lohnabbau schädigt die Kaufkraft) — stimmen dagegen. Die Rechtstehenden, befragt um das ohnehin gefährdete Gleichgewicht der Bundesfinanzien, sind dafür. Und voller Begeisterung verfolgen wir das

tragische Geschehen, das in den letzten Jahren so oft politischer Arbeit ihr Gepräge gab: Interzessionspolitik, rein materielles Vorgehen und Wider gegen den Ausschlag bei der Bearbeitung des Stimmwortes; hochtönende patriotische Worte, mit denen man die Sache verteidigt, ändern nichts daran.

Man endlich wird die so nötige Gebärde freilichlichen Zusammenfassungen gefunden? Sie liegt heute darin, daß man sich gegen die Zeiten und erst, erst mit der jetzt sich bekannete Notwendigkeit gegen sie. Dagegen sind in allen Schichten, soll nicht das Chaos über uns allen zusammenbrechen. Wir gehen wie so viele Staaten, der Verzerrung entgegen, wenn wir nicht verstehen, die Zeichen der Zeit zu deuten und uns klar machen, daß man sich in „kleinen Verhältnissen“ anders einzustellen hat im Vergleich der Ausgaben als zu Zeiten der „prosperity“.

Wenn in einer Familie solche Verringerung der materiellen Basis geschieht, so strebt man sich abzubauen mit ihren Vermögenswerten, wobei eine Familie ihre Ringeiten und Schätze nicht allen verlieren. Und man erfährt dann, wenn man sich zeitig und einmütig umstellt, daß eine Senkung der Lebenshaltung, so lange nicht Not herauf, kein Unglück ist.

Unser Volk ist in gleicher Lage. Wir, wie alle Völker um uns, haben durch die Krise durchzuhalten. Die Senkung unserer Lebenshaltung ist heute Notwendigkeit. Doch ist das an sich kein Unglück, wenn alle Volksschichten gemeinsam um Umstellung begehren und durchzuführen werden.

Lohnabbau ja, aber zugleich Notopfer in Form einer Kriegsteuer. Wenn nun rechts so sprachen würde, so wäre man wohl links willfähriger zum Opfer bereit. So lange es, wo Opfer nötig sind, in beiden Lagern heißt „Wieder, geh du voran“, so lange haben unsere Politiker und Parteiführer nicht begriffen, was rechts wie links und damit unseren ganzen Volk so viel. Abgelehnte machen unsere wirtschaftliche Lage nicht besser, aber sie vermindern den sozialen Frieden und untergraben die Volkstreu. Wir sind uns nicht verleiern, durch Partei-Interessen treiben wir die Dinge schief zu sehen. Wie die Mutter in einer Familie alle ihre noch zu verschleiden gearteten Angehörigen verstehen und, wo Reibereien sind, sie einander ersticken muß, so haben wir Frauen heute die Pflicht, über dem Kampf der Interzessionsgruppen, jegliche Ansicht verheiden, aber uns keiner beugen, zu sagen: bringt alle Einkommen oder Opfer. Und wir wissen dabei, daß wir, jede Einzelne, dies auch zu uns selbst zu sagen haben. — C. B.

### Es muß leider festgestellt werden . . . .

Es muß leider festgestellt werden, daß die Frauenbewegung nicht ihre eigenen, den Wünschen der Frau entsprechenden Wege gegangen ist, sondern dem modernen Zug der Nivellierungstendenz reiflos folgend, die wunderbare Differenzierung zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht ignoriert und in gedankenlosen Nachahmungsbewegungen die gleichen Wege des Mannes geht und gehen will. Das ganze Verfehlen der Frauenbewegung ging einfach dahin, dem Mann alles nachzumachen . . . .

„Bei objektiver Beurteilung der ganzen Frauenbewegung muß man zu dem Schluß kommen, daß dieselbe der Menschheit keinen Fortschritt gebracht hat, sondern infolge ihrer nivellierenden Nachahmungstendenz der männlichen Methoden deren Wertigkeit verlor, mit anderen Worten hat, und dadurch in Folge der Nachahmungstendenz die weiblichen Momente zu der heutigen Krise erheblich beigetragen hat.“

Diese und ähnliche Weisheiten kamen mir in den letzten Tagen unter die Augen. Sie werden mich, liebe Leserinnen, fragen, wo solches zu lesen oder zu hören sei. Im Protokoll der Verhandlungen gegen das Frauenstimmrecht? In einem alten Bouquin aus dem Jahre 1900? In der Vorlesung, die ein anglicanischer Herr Nationalrat vorzüglich bereit gemacht haben können, und doch in Folge der Verantwortung der nächsten Session der Bundesversammlung unsere Petition für das Frauenstimmrecht behandelt werden könnte?

O nein! So ist zu lesen in einer beliebigen und in Bürgerkreisen unseres Landes recht geschätzten Zeitschrift, deren leitende Redakzion

zu einer jüngeren Generation erster Abendster gehören und deren „praktischer Teil“ von einer sehr fortschrittlichen Frau redigiert wird. Es sind nämlich „Gedanken über die Frauenbewegung“, die der Schweizerische in seiner Mainummer 1933 auf S. 62 ff. bringt. Sie erscheinen unter der Rubrik „Der vereinfachte Hausfrau“. Ihr Verfasser ist ein Herr Ernst Nappier.

Im Einzelnen soll gegen diesen Artikel nicht Stellung bezogen werden. Seiner Schreiber würde man doch nicht überzeugen. Wir stellen ihn nur einen Satz aus dem ersten vollständigen Programm, das der Allgemeine deutsche Frauenverein im Jahre 1905 prägte und der auch für die schweizerische Frauenbewegung in der Weise gilt, entgegen: „Die Frauenbewegung geht in der Begründung ihrer Forderungen von der Tatsache der durchgängigen körperlichen und seelischen Verschiedenheit der Geschlechter aus. Sie folgert aus dieser Tatsache, daß nur in dem gleichwertigen Zusammenwirken von Mann und Frau alle Möglichkeiten künftigen Fortschritts verwirklicht werden können.“

Daneben muß leider festgestellt werden, daß es immer wieder Leute gibt, die über die Frauenbewegung reden und schreiben, ohne sich die Mühe zu geben, sie vorurteilsfrei kennen zu lernen und zu erforschen. Und es muß leider auch festgestellt werden, daß Redaktionen kommentarlos solche Artikel aufnehmen und verbreiten, die sich sonst einer recht fortschrittlichen und gewissenhaften Auswahl ihres Stoffes befleißigen.

Wir wollen nur hoffen, daß es das einzige mal ist, daß der Schweizerische in dieser Weise gegen die Frauenbewegung auftritt. — S.

### „Neueste Einblicke in die Frauenerwerbsarbeit der Schweiz.“

Dieser ausgezeichnete, kürzlich auf Veranstaltung der bernischen Frauenvereine in Bern, gehaltenen Vortrag von Frau Dr. Gagg-Schwarz, der ausnahmsweise auch in unserer Blatte erschienen ist (Nr. 11) und der außerordentlich wertvolle statistische Einblicke in die Erwerbsarbeit der Schweizerinnen bietet, gewinnen, als die vielen furchterlichen unrichtigen Behauptungen darüber zu widerlegen, wie nur vom Bund her für die Frauenvereine in einer großen Massenauflage zur Aufklärung auf breiter Basis vertrieben. Das Hundert kostet 6 bis 8 Franken je nach dem Umfang der eingegangenen Befragungen, die beim Sekretariat des bernischen Frauenbundes Bern, Bahnhofplatz 7, einzuweisen sind. Wir möchten auch unterrichten die Vereine ausmühen, sich an dieser Massenauflage durch recht zahlreichen Bezug und Vertrieb der wertvollen Broschüre zu beteiligen.

### Wie Männer-Behörden sparen.

Wir lesen in der „Z. 3. 3.“ vom 10. Mai folgende Notizen und geben sie unsern Leserinnen weiter: Der Große Rat behandelte das Besoldungsdekret für die richterlichen Funktionen. Der am 2. April hatte man die Gehälter der administrativen Funktionen erhöht. Man wollte jetzt wenigstens teilweise einen Ausgleich schaffen, da die Differenz zwischen diesen beiden Kategorien von Beamten sieben Prozent beträgt. Der kantonale Finanzdirektor hat sich gegen die Gehälter der richterlichen Beamten und betonte, daß die Personalanforderungen die Hälfte der Ausgaben betragen. Nur hier könne

eingespart werden. Deshalb mußte man zuerst den Ausgleich schaffen und dann allgemein abbauen. Weil 71 Stimmen wurde Eintraten beschlossen und in der Detailberatung den Anträgen des Regierungsrates mit 66 gegen 32 Stimmen, die für die höhergehenden Kommissionsanträge votierten, der Antrag gegen und das Dekret angenommen. Das diesem Dekret tritt eine durchschneidliche Erhöhung der Gehälter um 3 bis 5 Prozent ein, vorläufig ab 1. Juli 1935.

„Nur an den Personalanforderungen könne gespart werden.“ Deshalb läßt man bei denen, die bisher weniger hohe Besoldungen bezogen, eine Erhöhung von 5 Prozent — und zwar grad bis 1. Juli 1935 — eintreten, anstatt daß man bei der anderen Kategorie einen Abbau von 3 Prozent durchgeführt hätte. Es gibt natürlich einige, welche die Frauen nicht verstehen; zum Glück!

### Mutterschaftsversicherung.

Immer wieder wird darauf hingewiesen, daß die in sich so richtige Bestimmung im eigenständigen Fabrikgesetz, die Wöchnerinnen eine Schonzeit von sechs Wochen vorreicht, keine vollumfängliche Auswirkung auf Mutter und Kind haben kann, solange der durch eine Mutterschaftsversicherung der Lohnausfall gedeckt werde. Frauenvereine und Gemeindeführer stellen sich seit Jahren dieser Forderung. Nun hat sich kürzlich der Vorstand der „Schweiz. Vereinigung für Sozialpolitik“ mit der Frage der Einführung dieser Versicherung befaßt. Es hätte sehr, daß aber der Entwurf von Gehältern aller Versicherungsleistungen in Form der Verabfolgung eines einheitlichen Betragsummes, anstehend an den eindeutigen Lohnbestand der Wöchnerin, während die Versicherung von Entschädigungen für zeitliche Hilfe und Beschäftigung durch die Mutterschaftsversicherung bliebe. Die Wöchnerin wäre gemeint von den Versicherenden, dem Arbeitgeber und dem Bund aufzubringen. Die ganze Frage soll durch eine besondere Kommission näher geprüft werden, die dem Gesamtvorstand noch im Laufe dieses Jahres einen Berichtsentwurf vorlegen wird.

Auch von anderer Seite wird der Gehalt ausgegriffen. Die von der Schweiz. Gemeinnützigen Gesellschaft gegründete F. A. C. u. K. Kommission, der außer einer Anzahl Mitglieder dieser Gesellschaft Vertreterinnen der großen Frauenvereine und anderer sozialer Organisationen angehören, hielt am 6. Mai in Zürich ihre 2. Sitzung ab.

Dr. Giorgio von Ehs, Versicherungsamt Bern referierte über ein Projekt der Mutterschaftsversicherung, das sich trotz Kriegenzeiten durchaus im Rahmen des Möglichen zu bewegen scheint. Allerdings seien die beherrschende technische Schwierigkeiten, sobald die diese Versicherung über die Mutterschaftsversicherung ausdehnen möchte, die eben notwendig, aber schwerer zu lösen sind. Das Projekt wird weiter verfolgt und nach Möglichkeit ausgebaut werden.

Die Kommission befaßt sich im weiteren mit dem Besoldungsproblem für Kindererzieherinnen und andere in der Wöchnerinnen. Die Wöchnerinnen haben die finanziellen Familien vor allem großen Schaden zu tätigen.

## Elsa Brändström.

Die Mitarbeiterin Elsa Brändström, Elsa Brändström-Gabrielsson, hat eine zusammenfassende Schilderung der Entstehung und Tätigkeit dieser ungeschätzlichen Frau verfaßt, die im Verlage Albert Bonniers in Stockholm erschienen ist. Aus diesem Anlaß hat Professor Dr. Carl Tander in der „Berliner Tageblatt“ folgende unsere Leserinnen gewinnbringende Würdigung Elsa Brändströms geschrieben:

„Es gab unter den verschiedenen Nationen viele Heldinnen, aber niemand verdient mehr gepriesen zu werden, als Elsa Brändström“, hat Alfred Knut, der Chef der britischen Militärmission in Schweden während des Weltkrieges, geschrieben. Man hat auch Elsa Brändström den Titel „Göttergöttin“ genannt, aber richtiger als dieses romantische Schlagwort haben wohl die deutschen Kriegsgefangenen selbst ihre Rolle bezeichnet, wenn sie Elsa Brändström „den freiwilligen Kriegsgefangenen“ nannten. Es gibt viele Ehrensoldaten, und viele tragen hohe Erbens-

auszeichnungen, aber niemand kann den Ehrenstitel Elsa Brändström, der freimütige Kriegsgefangene“ beanspruchen. Es mutet wie ein biblisches Wunder an, wie die Tochter des schwedischen Gesandten in Petersburg, die von dem glänzenden Gesellschaftsleben der Reimetroppel zur Jarezzeit hingeworfen und in den diplomatischen und hochkaristischen Salons ein anziehendes Erscheinungsbild war, durch den Anblick einer Schär freierender, verhöhrter und vernachlässigter deutscher Kriegsgefangener so ergriffen wurde, daß sie „keine Betrugung und Zerknirschung“ mehr empfand, sondern sich in die Lage begab, die Bedeutung der Kriegsgefangenen“ mit ungetrübter Gemut richtete sich fortan ihre ganze Willenskraft auf das eine Ziel, den Kriegsgefangenen beizustehen. Sie überwand alle Vorurteile und Hindernisse. Sie erlangte die grimmigste Kälte und die Entbehrungen der Gefangenenlager, sie tröstete den Epidemien und der Gefahr, als Spionin erhoj-

### Zur Erinnerung an Anna Carafin-Won der Mühl.

Unter den vielen, die erschrickt an der Bäre der letzten Jahre haben, ist die Schreiberin dieser Zeilen vielleicht eine der verhältnismäßig wenigen, welche die Verstorbenen über ihrer trübseligen Kindheit an gefannt haben. Unsere Eltern waren sehr befreundet mit einer alten Frau, deren Vater aber in Beziehung verunreinigt.

Allerdings wurde unsern Besamenseinen schon frühe ein Ende gemacht, da Herr von der Mühl sich geschäftlicher Umstände halber entschloß, mit seiner Familie nach New York überzusiedeln, um dort eine neue Existenz zu gründen, wobei er auch seine Zeit auszulag. Davon den elterlichen Beziehungen und häufigen Besuchen der Ausgewanderten in der alten Heimat verloren wir uns nie ganz aus den Augen.

Ich freute mich immer auf ein Wiedersehen, da ich den Verkehr mit der flugen, weitergereisten Heinen Geduldi, obwohl sie einige Jahre jünger war als ich, doch schon in der Kindzeit als anregend empfand. Zum jungen Mädchen heranwachsend, traf Anna bei einer kleinen Abendgesellschaft in meinem Elternhause zum ersten Mal mit ihrem späteren Gatten zusammen, der gerade vor seiner Abreise nach New York stand, wo er einige Zeit zu seiner geschäftlichen Ausbildung verbringen sollte. Erni Carafin erwiderte mir später, er habe schon an jenem Abend Feuer gefaßt und werde mich mit meiner verunreinigten Vermittlerrolle. Jedenfalls freute ich mich herzlich darüber, als mir einige Zeit darauf die Verlobungsanzeige ins Haus lag; war doch durch diese Verlobung meine Freundin endgültig der Vaterland zurückge-

kehrte. Unsere Lebenswege gelaufen sich wohl sehr verschieden: doch hat Anna Carafin uns, auch nicht zur Zeit ihrer jungen Ehe- und Mutterglück, zu den Frauen gehört, welche sich nur für solche interessierten können, deren Lebensschicksal ganz parallel zu ihrem eigenen läuft. Am Gesandten, die er empfand, was von ihrem gemöhten Dasein abfiel, als Berücksichtigung beselben und suchte daher in der Folge oft Anlaß an Krefte, die ihm ihr angekommenen fern ließen.

Oben keine Blume der Liebe mehr finden in seinem Herzen den Steinhaufen. Wer Liebe verliert, ist nicht wert sie zu finden. So hatte Christabelle am Abend, nachdem sie den Brief erhalten. So lang sie in den Theaterfäden, wenn sie die heimlichen Welter antwort, und in den Kirchenhallen wenn sie ihren zitternden Seelenwoge den Seligen ließ, und dennoch blieb die Wärme in ihrem Herzen und wich nicht weg vom inneren Kern.

Diese Wärme, über die sie keine Registrateur führte, kam eines Tages zum Vorschein. Christabelle erhielt einen Brief aus dem Spital der Stadt, in der sie wohnte. Er war von Almene geschrieben. „Ach, denken Sie, liebe Frau Christabelle, ich liebe Ihre Tochter. Ich erlaube, daß Sie auch in dieser Stadt sind. Sie würden mit einer großen Freude kommen, wenn Sie mich einmahl besuchen könnten. Bitte, Frau Almene, ich würde Ihnen Zimmer Nummer acht, Zeit siebenundachtzig.“

„Frau Christabelle ging in das Spital und kaufte einen Strauß heller Rosen. Almene hatte ihrem Mann nichts von dem Brief gesagt. Sie hätte, daß er es vielleicht nicht wüßte. Frau Christabelle eilte, sah er am Bett, mit dem Rücken gegen die Tür. Almene stellte vor: „Mein Mann, Francesco Martalle, Frau Christabelle, die Sängerin.“ Er sieht auf, denn er hat es gewußt. Er hatte den Brief doch gesehen. Er ließ sich einen Stuhl neben dem Bett stellen und ließ einen Blick mit Christabelle. Almene schaut auf und sagt plöblich erwidert: „Ach, kennt ihr Euch?“ „Nein“, antwortete beide zu gleicher Zeit. Dann geht Francesco zur Tür hinaus.

Almene richtet sich ein wenig auf. Sie ist sehr blaß und küßt den Kopf die ideale Hand. „Ach, daß ich bin“, Frau Christabelle, daß Sie gekommen sind“, sagte sie, „ach, ich hätte mich so nahe dem Tod. Wissen Sie noch, wie Sie sangen: Komm, lieber

Ich habe auch einmal in diesem Spital gehoben. Ich hatte mein Zimmer in der oberen Seite. Ich glaube, es war Zimmer Nummer vier. Dort sah man herrlich hinaus auf eine weite Weide, die mir im Herbst voller Herbststille. Dort wurde ich geliebt.“ Die Kranke schaut wie gebannt in den Stern ihrer tiefen Augen. Dort werden Sie geliebt. „Ich glaube, es war Zimmer Nummer vier. Die über sie kommt. Eine Güte, die so süß ist, wie damals der Tod, als er nicht kam.“ „Ja“, sagt Christabelle, „ich wurde geliebt.“

Die Kranke schauter kommt herein. Sie hat eher, welche durchdringliche Güte und ein zartes Gesicht. Sie nimmt bei Frau Martalle das Fieber. Christabelle nickt ihr beiseite. „Das ist meine Freundin“, sagte sie, „kennen Sie mich, ich bin die Sängerin Christabelle. Wenn Sie vierer Dame ein anderes Wort, wie ich heute bei Ihnen bin, so werden Sie sein, gegen die Wiesen.“ „Ja“, sagt die Kranke, „ich habe es gerne tun.“ Mit ihren blauen, durchdringlichen Augen nimmt sie die Nummer aus dem kleinen Metallbüchse über dem Bett. Sie steht die Nummer achtunddreißig hinein. „Ich werde geliebt.“ sagt Christabelle und läßt die Kranke. „Ja, man wird Sie heute abend noch hübsler bringen.“ — „Ach, danke Ihnen“, sagt Almene und



